

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 8

Artikel: Frau Sorge [Fortsetzung folgt]
Autor: Sudermann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIV. Jahrgang

Zürich, 15. Januar 1931

Heft 8

Winter-Landschaft.

Unendlich dehnt sie sich, die weiße Fläche,
Bis auf den letzten Hauch von Leben leer;
Die muntern Pulse stocken längst, die Bäche,
Es regt sich selbst der kalte Wind nicht mehr.

Der Rabe dort, im Berg von Schnee und Eise,
Erstarrt und hungrig, gräbt sich tief hinab,
Und gräbt er nicht heraus den Bissen Speise,
So gräbt er, glaub' ich, sich hinein ins Grab.

Die Sonne, einmal noch durch Wolken blitzend,
Wirft einen letzten Blick aufs öde Land,
Doch, gähnend auf dem Thron des Lebens sitzend,
Trotzt ihr der Tod im weißen Festgewand.

Friedrich Hebbel.

Frau Sorge.

Roman von Hermann Sudermann.

13. Kapitel.

Als er am andern Morgen erwachte, fand er die Mutter neben seinem Bette sitzen.

„Du schon auf?“ fragte er verwundert.

„Ich hab' nicht schlafen können,“ sagte sie mit ihrer leisen Stimme, die immer klang, als hätte sie um Entschuldigung für das, was sie sagte.

„Warum nicht?“ fragte er.

Sie antwortete nicht, aber sie streichelte sein Haar und lächelte ihn traurig an, da wußte er, daß die Zwillinge geschwätzt hatten, daß der Gram um ihn es war, der sie nicht ruhen ließ.

„Es war nicht so schlimm, Mutter“, sagte er tröstend, „sie haben sich ein bißchen über mich lustig gemacht, weiter nichts —“

„Die Elisabeth auch?“ fragte sie mit großen, ängstlichen Augen.

„Nein, die nicht“, erwiderte er, „aber“ — er schwieg und drehte sich nach der Wand.

„Aber?“ fragte die Mutter.

„Ich weiß nicht“, erwiderte er, „aber es ist ein ‚aber‘ dabei.“

„Du tust ihr vielleicht unrecht“, sagte die Mutter, „und sieh, dies hat sie dir durch die Mädchen geschickt.“ Sie zog einen länglichen Gegenstand aus der Tasche, der sorgsam in Seidenpapier gehüllt war.

Darin lag eine Flöte, aus schwarzem Ebenholz gedreht, mit glänzend silbernen Klappen versehen.

Paul wurde rot vor Scham und Freude, aber die Freude verflog, und als er das Instrument eine Weile angesehen hatte, fragte er leise: „Was fang' ich nun damit an?“

„Du wirst darauf spielen lernen,“ sagte die Mutter mit einem Anflug von Stolz.

„Es ist zu spät“, erwiderte er mit traurigem Kopfschütteln, „ich hab' jetzt andres vor.“ —

Ihm war, als ob er genötigt würde, etwas Verstorbenes wieder aus dem Grabe hervorzuzeigen. — —

„Na, du scheinst dich gestern schön blamiert zu haben,“ sagte der Vater, als er mit ihm am Kaffeetisch zusammentraf.

Er lächelte still in sich hinein, und der Vater brummte etwas von Mangel an Ehrgefühl.

Die Zwillinge hatten große, verträumte Augen, und wenn sie einander ansahen, flog ein seliges Leuchten über ihr Gesicht. Die wenigstens waren glücklich. — —

Die Wochen vergingen. — Die Ernte kam unverfehrt in die Scheuern — dank Pauls unermüdlicher Fürsorge. Es war ein gesegnetes Jahr, wie es seit langem nicht gewesen. Der Vater aber rechnete bereits, wie er den Ertrag am besten für seine Lorsspekulation verwenden könnte.

Er schwadronierte in der alten Weise weiter, und je weniger Herr Douglas nun von sich hören ließ, desto mehr prahlte er in den Aneipen von dem Segen seiner Teilnehmerschaft.

Da er sich einmal aufs Schwindeln eingelassen hatte, so mußte er jede Lüge durch eine neue überbieten. — Mochte Herr Douglas noch so langmütig sein, der Unfug, der mit seinem Namen getrieben wurde, mußte ihm schließlich zu arg werden.

Es war an einem Vormittag in den letzten Tagen des August, als Paul, der mit Michel Raudszus zusammen auf dem Hofe arbeitete, die hohe Gestalt des Nachbarn über die Felder gradaus auf den Heidehof zukommen sah.

Er erschrak, — das konnte unmöglich etwas Gutes bedeuten.

Herr Douglas reichte ihm freundlich die Hand, aber unter seinen eisgrauen, buschigen Brauen blitzte es unheilverheißend.

„Ist der Vater zu Hause?“ fragte er, und seine Stimme klang gereizt und grollend.

„Er ist im Wohnzimmer“, erwiderte Paul bekümmert, „wenn Sie erlauben, begleit' ich Sie zu ihm.“

Der Vater sprang beim Anblick des unerwarteten Gastes ein wenig verlegen von seinem Stuhle auf; aber er faßte sich sogleich, und in seinem bramarbasierenden Tone begann er: „Ah gut, daß Sie hier sind, Herr —, ich habe dringend mit Ihnen zu reden.“

„Ich mit Ihnen nicht minder!“ erwiderte Herr Douglas, sich mit seiner massigen Gestalt

dicht vor ihm aufpflanzend. „Wie kommen Sie dazu, lieber Freund, meinen Namen zu mißbrauchen?“

„Ich — Ihren Namen — Herr — was erlauben — Paul, geh hinaus!“

„Mag er nur drin bleiben,“ erwiderte Douglas, sich nach Paul umwendend.

„Er soll aber hinaus, Herr!“ schrie der Alte, „ich bin doch wohl noch Herr in meinem Hause, Herr?“

Paul verließ das Zimmer.

In dem dunkeln Hausflur fand er die Mutter, die die Hände gefaltet hatte und mit stieren Blicken nach der Tür sah. Bei seinem Anblick brach sie in Tränen aus und rang die Hände. —

„Er wird uns noch den einzigen Freund verschmerzen, den wir auf Erden haben,“ schluchzte sie, und dann sank sie in seinen Armen zusammen, krampfhaft aufzuckend, wenn die scheltenden Stimmen der Männer lauter an ihr Ohr drangen.

„Komm fort, Mutter“, bat er, „es regt dich zu sehr auf, und helfen können wir doch nicht.“

Willenlos ließ sie sich von ihm in ihr Schlafzimmer ziehen.

„Gib mir ein bißchen Essig“, bat sie, „sonst fall' ich um.“

Er tat, wie sie ihm geheißen, und während er ihr die Schläfe einrieb, sprach er mit überlauter Stimme auf sie ein, damit sie das Schreien der Männer nicht höre.

Plötzlich wurden Türen geworfen — für eine Weile wurde es still — unheimlich still — dann ertönte das Klirren einer Kette und der wutheifere Ruf des Vaters: „Sultan — pack an!“ —

„Um Gottes willen, er heßt den Hund auf ihn!“ schrie er und stürzte auf den Hof hinaus.

Er kam gerade noch zur Zeit, um zu sehen, wie Sultan, eine große, bissige Rüde, Douglas an den Nacken sprang, während der Vater mit einer hochgeschwungenen Peitsche hinterdrein rannte.

Michel Raudszus hatte die Hände in die Hosentaschen gepflanzt und sah zu.

„Vater, was tust du?“ schrie er, riß ihm die Peitsche aus der Hand und wollte dem Hunde nach, aber ehe er die Gruppe der Ringenden erreichen konnte, lag die Bestie, von der mächtigen Faust des Riesen erstickt, am Boden und streckte die Viere von sich.

Douglas rann das Blut an den Armen und am Rücken herunter. Sein Zorn schien ganz und gar verraucht. Er blieb stehn, wischte sich mit dem Taschentuche die Hände ab und sagte mit gutmütigem Lächeln:

„Das arme Vieh hat daran glauben müssen.“

„Sie sind verwundet, Herr Douglas,“ rief Paul, die Hände faltend.

„Er hat mein Genick für 'ne Kalbskeule angesehen,“ sagte er. „Kommen Sie ein Endchen mit und helfen Sie mir mich abwaschen, damit meine Weiber sich nicht zu sehr erschrecken.“

„Vergeben Sie ihm“, flehte Paul, „er wußte nicht, was er tat.“ —

„Wirfst du zurück, du Bengel,“ schrie die Stimme des Vaters vom Hofe her, „willst wohl mit dem wortbrüchigen Kerl gemeinsame Sache machen?“

In den Fäusten des Nachbarn zuckte es, aber er bezwang sich, und mit einem gewaltsamen Lächeln sagte er: „Gehen Sie zurück — der Sohn soll bei dem Vater bleiben.“

„Ich will aber gutmachen —“ stammelte Paul.

„Der Schwindler, der Halunke!“ tönte es aus dem Hintergrunde.

„Gehen Sie zurück,“ sagte Douglas mit zusammengebrochenen Zähnen, „schaffen Sie Ruh' — sonst geht's ihm an den Leib!“

Dann fing er mit vollen Backen an, einen Marsch zu pfeifen, damit er das Schimpfen nicht höre, und schritt breitbeinig von dannen...

Der Alte tobte wie ein Wahnsinniger auf dem Hofe herum, warf Steine vor sich her, schwang einen Wagenschwengel in der Luft und stieß mit den Füßen nach rechts und nach links.

Als er Paul begegnete, wollte er ihn bei der Kehle fassen, aber in diesem Augenblick stürzte mit gellendem Schrei die Mutter aus der Tür und warf sich dazwischen. Sie umklammerte Paul mit beiden Armen, sie wollte auch etwas sagen, aber die Angst vor ihrem Manne lähmte ihre Zunge. Nur ansehen konnte sie ihn.

„Weibsgesinde!“ rief er, verächtlich die Achsel zuckend, und wandte sich ab, aber da er seine Wut an irgend jemandem auslassen mußte, so schritt er auf Michel Raudszus zu, der sich eben gemächlich zur Arbeit wandte.

„Du Hund, was gaffst du hier?“ schrie er ihn an.

„Ich arbeit', Herr,“ erwiderte dieser und sah

ihn unter den schwarzen Brauen hervor mit stehendem Blicke an.

„Was hält mich ab, du Hund, daß ich dich zu Brei zermalme?“ schrie der Alte, ihm die Fäuste vor die Nase haltend.

Der Knecht duckte sich, und in diesem Augenblicke fuhren ihm beide Fäuste seines Herrn ins Gesicht. Er taumelte zurück — aus seinem finsternen Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen, — ohne einen Laut von sich zu geben, griff er nach einer Art. —

Aber in diesem Augenblicke fiel ihm Paul, der mit steigender Angst der Szene zugeschaut hatte, von hinten in den Arm, rang ihm die Waffe aus der Hand und warf sie in den Brunnen.

Der Vater wollte dem Knecht aufs neue an die Brust, aber rasch entschlossen packte ihn Paul um den Leib, und obwohl der alte Mann mit Händen und Füßen um sich schlug, trug er ihn, alle Kräfte zusammennehmend, auf seinen Armen in das Wohnzimmer, dessen Tür er von außen hinter ihm verschloß.

„Was hast du mit dem Vater getan?“ wimmerte die Mutter, die dieser Gewalttat, starr vor Entsetzen, zugeschaut hatte, denn daß der Sohn sich an dem Vater vergreifen könne, war ihr vollkommen unfassbar. Ihr Blick glitt scheu an ihm empor, und klagend wiederholte sie: „Was hast du mit dem Vater getan?“

Paul beugte sich zu ihr nieder, küßte ihr die Hand und sagte: „Sei still, Mutter, ich muß ihm ja das Leben retten.“

„Und jetzt hast du ihn eingesperrt? Paul — Paul!“

„Bis Michel fort ist, muß er drin bleiben“, erwiderte er, „mach' ihm nicht auf — es geschieht sonst ein Unglück.“

Dann schritt er auf den Hof hinaus. Der Knecht lehnte, seinen schwarzen Bart kauend, an der Stalltür und schielte tückisch nach ihm hin.

„Michel Raudszus!“ rief er ihm zu.

Der Knecht kam näher. Die Adern auf seiner Stirn waren zu blauen Strähnen angeschwollen. Er wagte nicht, ihn anzusehen.

„Dein überschüssiger Lohn beträgt fünf Mark vierzig Pfennig. Hier hast du sie. — In fünf Minuten mußt du den Hof verlassen haben.“

Der Knecht warf ihm einen Blick zu, so unheimlich finster, daß Paul erschraf bei dem Gedanken, diesen Menschen so lange ahnungslos neben sich geduldet zu haben. Er hielt ihn fest

im Auge, denn er glaubte jeden Augenblick, von ihm angefallen zu werden.

Aber schweigend wandte der Knecht sich ab, ging nach dem Stalle, wo er sein Bündel schnürte, und zwei Minuten später schritt er zum Hofstore hinaus. — Er hatte während der ganzen fürchterlichen Szene nicht einen Laut von sich gegeben.

„So — jetzt zum Vater,“ sagte Paul, fest entschlossen, alle Schläge und Schimpfreden ruhig über sich ergehen zu lassen.

Er schloß die Tür auf und erwartete den Vater auf sich losstürzen zu sehen.

Der saß in einer Sofaecke, ganz in sich zusammengesunken, und starrte vor sich nieder. Er rührte sich auch nicht, als Paul auf ihn zutrat und abbitzend sagte: „Ich tat's nicht gern, Vater, aber es mußte sein.“

Nur einen scheuen Seitenblick warf er ihm zu, dann sagte er bitter: „Du kannst ja tun, was du willst... ich bin ein alter Mann, und du bist der Stärkere.“

Dann sank er wieder in sich zusammen.

Seit diesem Tage war Paul der Herr im Hause.

14. Kapitel.

Drei Wochen waren seither verfloßen. Paul arbeitete, als stände er im Frondienst. Trotzdem hatte eine seltsame Unruhe sich seiner bemächtigt. Wenn er sich für einen Augenblick Erholung gönnen durfte, litt es ihn nicht mehr daheim. Ihm war zumute, als sollten die Mauern über ihm zusammenstürzen. Dann streifte er auf der Heide oder im Walde umher, oder er lungerte rings um Helenental herum. Was er dort wollte, wagte er sich selber nicht einzugestehen. „Wenn ich Elsbeth träfe, ich glaube, ich müßte vor Scham in die Erde sinken,“ so sagte er sich, und dennoch spähte er allerwegen nach ihr aus und zitterte vor Bangen und vor Freude, wenn er eine weibliche Gestalt von ferne daherkommen sah.

Auch die Nachtruhe begann er zu vernachlässigen. Sobald man im Hause eingeschlafen war, schlich er von dannen und kam oft erst am hellen Morgen wieder zurück, um mit wüstem Kopf und zerشلagenen Gliedern an die Arbeit zu gehen.

„Ich will gutmachen — gutmachen,“ murmelte er oft vor sich hin, und wenn er die Sense durch das Korn zischen ließ, sagte er sich im Takte dazu: „gutmachen — gutmachen!“ —

Doch über das „Wie?“ war er sich gänzlich im unklaren; er wußte nicht einmal, ob Douglas durch die Bisse des Hundes Schaden genommen hatte.

Einmal, als er in der Dämmerung jenseits des Waldes herumstrich, sah er Michel Raudszus von Helenental daherkommen. Er trug einen Spaten geschultert, woran ein Bündel hing. — Paul schaute ihm festen Blickes entgegen — er erwartete von ihm angegriffen zu werden, aber der Knecht sah ihn nur scheu von der Seite an und ging in weitem Bogen um ihn herum.

„Der Kerl sieht aus, als ob er Böses im Schilde führte,“ dachte er, indem er ihm nachschaute.

Douglas hatte den Weggejagten in seine Dienste genommen, wie einer der Tagelöhner zu erzählen wußte, und als der Vater davon erfuhr, lachte er auf und sagte: „Das sieht dem Schleicher ähnlich, der wird was Schönes gegen mich zusammenbrauen.“

Er war fest überzeugt, daß Douglas die Sache dem Staatsanwalt übergeben habe, ja er fand eine gewisse Wollust in dem Gedanken, verurteilt zu werden — „ungerecht“, wie selbstverständlich —, und da die Anklage von einem Tage zum andern auf sich warten ließ, meinte er höhnisch: „Der gnädige Herr lieben die Galgenfristen.“ —

Aber Douglas schien willens, die ihm ange-tane Schmach gänzlich zu übersehen, nicht einmal die Kündigung des entliehenen Kapitals traf ein. —

Pauls Seele war übergelb von Dankbarkeit, und je weniger er ein Mittel fand, sie kund zu tun, desto heißer wühlte in ihm die Scham, desto wilder trieb ihn die Unruhe umher.

So stand er eines Nachts wiederum vor dem Gartenzaun von Helenental.

Frühherbstnebel lagen über der Erde, und das welkende Gras schauerte leise. — Das „weiße Haus“ verschwand in den Schatten der Nacht, nur aus einem der Fenster schimmerte ein trübes, dunkelrotes Licht.

„Hier wacht sie bei der franken Mutter,“ dachte Paul. Und da er kein andres Mittel fand, sie zu rufen, so fing er zu pfeifen an: — Zweimal, dreimal hielt er inne, um zu lauschen. — Niemand kam, und in seiner Seele stieg die Angst.

Mit tastender Hand suchte er nach der lockeren Stafete, die Elsbeth ihm damals gezeigt



Matsubura: Der Seemann.

Nach einer Originalradierung des jungen japanischen Malers aus Foujitas berühmter Pariser Schule.

hatte, und als er sie gefunden hatte, drang er in das Innere. — Das Geästel zerzauste seine Kleider, wie in einer Wildnis kroch er am Fußboden dahin, einen Pfad zu finden. Endlich kam er ins Freie. Der weiße Kies verbreitete einen ungewissen Dämmerchein, heller leuchtete das Lämpchen aus dem Krankenzimmer.

Er setzte sich auf eine Bank und starrte dorthin. Ihm war, als ob ein Schatten hinter der Gardine sich bewegte.

Dann mit einem Male wurde es heller rings um ihn herum... Die Rosenstöcke traten aus der Nacht hervor... Der Kies glänzte, und der Giebel des Wohnhauses, der noch eben in schwarzen Massen sich erhoben hatte, strahlte in dunkelrötlichem Lichte, als sei der Strahl des Morgenroths darauf gefallen.

Bewundert wandte er sich um — das Blut erstarrte in seinen Adern, — hoch an dem nächsten Himmel erhob sich ein blutiger Feuerchein. Die schwarzen Wolken umsäumten sich mit flammenden Rändern, weißliche Lohe wirbelte dazwischen empor, und hochauf schossen feurige Strahlen, als stände ein Nordlicht am Himmel.

„Dein Vaterhaus brennt!“ —

Schwer fiel sein Kopf gegen das Geländer der Bank — im nächsten Augenblicke raffte er sich empor — seine Knie wankten, das Blut siedete in seinen Schläfen — „Vorwärts, rette, was zu retten ist!“ so schrie es in ihm — und in wildem Jagen drang er durch das Gebüsch, erkletterte den Gartenzaun und sank jenseits desselben im Graben nieder.

Wie die aufgehende Sonne überstrahlte das brennende Gehöft die weite Heide. Die Stoppeln leuchteten, und der schwarze Wald tauchte sich in rötliche Blut. —

Noch stand das Wohnhaus unversehrt — seine Mauern schimmerten wie Marmor, seine Fenster blitzten wie Karfunkelstein. — Taghell lag der Hof. — Die Scheune war es, die da brannte, die Scheune, vollgepfropft bis zum First mit Erntesegen. Seine Arbeit, sein Glück, sein Hoffen, so ging es in Rauch und Flammen auf. —

Wieder raffte er sich auf — in wilder Hast ging's über die Heide. — Als er am Walde vorübereilte, war es ihm, als sähe er einen Schatten an sich vorüberhuschen, der bei seinem

Nahen platt auf die Erde sank. Er achtete kaum darauf.

Weiter — rette, was zu retten ist! —

Vom Hofe her drang wirres Geschrei ihm entgegen. — Die Knechte liefen wild durcheinander, die Mägde rangen die Hände — die Schwestern liefen umher und schrien seinen Namen. —

Das Dorf war eben erwacht... Die Landstraße füllte sich mit Menschen... Wasserkrufen wurden herangeschleppt, auch eine morsche Spritze kam dahergewackelt. —

„Wo ist der Herr?“ schrie er den Knechten entgegen.

„Wird eben reingetragen — hat 'n Bein gebrochen,“ lautete die Antwort. —

Unglück über Unglück!

„Laßt die Scheune brennen!“ — schrie er andern zu, die gänzlich kopflos ein paar winzige Eimer Wasser in die Blut hineingossen.

„Rettet das Vieh — gebt acht, daß sie nicht in die Flammen rennen!“

Drei, vier Mann eilten in den Stall.

„Ihr andern ans Wohnhaus — tragt nichts heraus.“

„Nichts heraustragen!“ wiederholte er, ein paar Fremden die Sachen aus der Hand reißend, die sie eben aus dem Innern schleppten.

„Aber wir wollen retten.“

„Rettet das Haus!“ —

Er eilte die Treppe hinan. Im Vorübergehen sah er die Mutter stumm und tränenlos neben dem Vater sitzen, der wimmernd auf dem Sofa lag.

Durch eine Luke sprang er auf das Dach.

„Den Schlauch her!“

Auf eine Heugabel gespießt, reichte man ihm die metallene Spitze. Zischend glitt der Wasserstrahl über die erhitzten Ziegel.

Er ritt auf dem Dachfirst, seine Kleider erhitzten sich, in sein Haar setzten sich glimmende Körner, die von der Scheune herübersprühten, auf Antlitz und Händen fanden sich kleine, kohlenende Wunden. Er fühlte nichts, was seinem Leibe geschah, doch sah und hörte er alles rings um sich her — seine Sinne schienen vervielfältigt. —

Er sah die Garben in feuriger Lohe hoch auf zum Himmel spritzen und in prächtiger Wölbung herniedersinken — er sah die Pferde und Kühe auf die Weide hinausjagen, wo sie zwischen den Bäumen sicher geborgen waren — er

sah den Hund, halb versengt von der Glut, heulend an der Kette zerren. —

„Macht den Hund los!“ schrie er hinunter. —

Er sah kleine zierliche Flämmchen in bläulichem Flimmerschein von dem Giebel der Scheune zum benachbarten Schuppen hinüberlängeln. —

„Der Schuppen brennt,“ schrie er hinunter. „Rettet, was darin ist.“ —

Ein paar Leute eilten fort, die Wagen ins Freie zu ziehen. —

Und inzwischen sauste und zischte der Wasserstrahl übers Dach und bohrte sich in die Sparren und tastete unter den Ziegeln. — Kleine weiße Wölkchen stiegen vor ihm auf und verschwanden, um an anderer Stelle wieder zu erscheinen.

Da plötzlich fiel ihm die „schwarze Susse“ ein, die im hintersten Winkel des Schuppens zwischen altem Gerümpel vergraben stand. — Ein Stich fuhr ihm durch die Brust. — Soll nun auch sie zugrunde gehen, auf die sein Herz von jeher hoffte? —

„Rettet die Lokomobile!“ schrie er hinunter. Aber niemand verstand ihn.

Die Begier, der „schwarzen Susse“ Hilfe zu bringen, packte ihn so mächtig, daß ihm einen Augenblick zumute war, als müsse er selbst das Wohnhaus daran geben.

„Ablösung 'rauf!“ schrie er in die Menschenmasse hinunter, die zum größten Teile untätig gaffend da stand.

Ein stämmiger Maurer aus dem Dorfe kam emporgeklettert, deckte die Dachpfannen ab und bahnte sich so einen Pfad bis zum Firste empor. Ihm reichte Paul den Schlauch und glitt hinunter — innerlich verwundert, daß er sich nicht Arm und Bein gebrochen hatte.

Dann drang er in den Schuppen, aus dem schon erstickender Rauch ihm entgegenwirbelte.

„Wer kommt mit?“ schrie er.

Zwei Tagelöhner aus dem Dorfe meldeten sich.

„Vorwärts!“

Hinein in Qualm und Flammen ging's.

„Hier ist die Deichsel — angefaßt — rasch hinaus!“

Krachend und polternd schwankte die Lokomobile auf den Hof hinaus. Hinter ihr und ihren Rettern brach das Dach des Schuppens zusammen. —

Der Morgen graute. Der bläuliche Dämmerchein vermischte sich mit dem Rauch der Trüm-

mer, aus denen die Flammen hie und da emporzuckten, um sofort müde zusammenzusinken.

Die Menge hatte sich verlaufen. Unheimliche Stille lastete auf dem Hofe, nur von dem Brandplatz her kam ein leises Knirschen und Fauchen, als ob die Flammen vor dem Verlöschen noch einmal murmelnde Zwiesprach hielten.

„So“, sagte Paul, „jetzt wären wir so weit!“

Wohnhaus und Stall samt allem Lebendigen waren gerettet. Scheune und Schuppen lagen in Asche.

„Jetzt sind wir genau so arm, wie wir vor zwanzig Jahren waren“, sann er, indem er seine Wunden streichelte, „und hätt' ich mich nicht 'rumgetrieben, es wäre vielleicht alles ungeschehen geblieben.“

Als er die Laube betrat, die die Haustür umrahmte, fand er die Mutter mit gefalteten Händen in einer Ecke zusammengefauert. — Über ihre Wangen zogen sich tiefe Rinnen, und ihre Augen starrten ins Leere, als sähe sie noch immer die Flammen züngeln.

„Mutter!“ rief er angstvoll, denn er fürchtete, daß sie nicht fern vom Wahnsinn wäre.

Da nickte sie ein paarmal und meinte: „Ja, ja, so geht's!“

„Es wird auch wieder besser gehen, Mutter!“ rief er.

Sie sah ihn an und lächelte. Es schnitt ihm ins Herz, dieses Lächeln.

„Der Vater hat mich eben 'rausgejagt“, sagte sie, „ich bitte dich herzlich, jag du mich nicht auch 'raus.“

„Mutter, um Jesu willen, red nicht so!“

„Sieh mal, Paul, ich bin wirklich nicht schuld daran,“ sagte sie und sah mit flehendem Ausdruck zu ihm empor, „ich gehe nie mit Licht in die Scheune.“

„Aber wer sagt denn das?“

„Der Vater sagt, ich sei an allem schuld, ich soll mich zum Teufel scheren. — Aber tu ihm nichts, Paul,“ bat sie voll Angst, als sie ihn auffahren sah, „pack ihn nicht wieder an, er hat so große Schmerzen.“

„Der Doktor kommt in einer Stunde, ich hab' schon nach ihm geschickt.“

„Geh zum Vater, Paul, und tröst ihn... ich möcht' ja selber gern, aber mich hat er 'rausgejagt,“ und sich wieder zusammenfauert, murmelte sie vor sich hin: „'rausgejagt hat er mich — 'rausgejagt.“

(Fortsetzung folgt.)